

Nancy Grossman  
Draußen wartet die Welt





## DIE AUTORIN

Nancy Grossman ist seit einer Begegnung während ihrer Highschool-Zeit von den Amisch fasziniert. »Draußen wartet die Welt« ist ihr erstes Jugendbuch, an dem sie jahrelang bis zur Perfektion gefeilt hat. Nancy Grossman lebt in einem Vorort von Chicago mit ihrem Mann und zwei Kindern.

Nancy Grossman

# Draußen wartet die Welt

Aus dem Amerikanischen  
von Doris Hummel





cbj  
ist der Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *München Super Extra* liefert  
Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

### 1. Auflage

Erstmals als cbj Taschenbuch März 2014  
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform  
© 2014 für die deutschsprachige Ausgabe  
cbj Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten  
Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
»A World Away« bei Disney Hyperion US  
© 2013 by Nancy Grossman  
Aus dem Amerikanischen von Doris Hummel  
Lektorat: Susanne Schindler  
Umschlaggestaltung und -illustration: init. Büro für  
Gestaltung, Bielefeld, unter Verwendung eines Motivs  
von © Trevillion Images/Susan Fox  
MG · Herstellung: ReD  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-570-40215-3  
Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

*Für meine Eltern, die mir immer vorgelesen haben.*

*Für Kevin und Maggie, denen ich vorlesen durfte.*

*Für Shari, die mit mir liest.*

*Und für Kenny, der in mir liest.*



# Kapitel 1

Die Fremden brachten, wie an jedem Donnerstagabend, ein paar bunte Farbkleckse in unser einfaches Haus. Ich ging durchs Esszimmer und kontrollierte sämtliche Lampen, um sicherzugehen, dass sich auch genügend Kerosin darin befand. Noch leuchtete das Licht der Junisonne und strömte durch die Fenster herein, aber gegen Ende des Abendessens würden wir die Lampen brauchen, um das Zimmer ein wenig heller und es den Gästen leichter zu machen, den Weg zurück zu ihren Autos zu finden, die in einer schiefen Reihe auf der Wiese hinter unserer Kutsche parkten.

»Wie viele Fremde kommen heute Abend?«, rief ich meiner Mutter in der Küche zu.

»Besucher, Eliza, nicht Fremde«, erwiderte meine Mutter.  
»Acht Gäste haben wir heute Abend.«

Ich versuchte, meine zappeligen Arme und Beine still zu halten, während ich eine gefaltete Serviette neben jeden Teller legte, aber mir schwirrten unzählige Gedanken durch den Kopf. Ich fragte mich, wie die Fremden wohl aussehen, wie viele Löcher sie in den Ohrläppchen und wie viele verschiedenfarbige Strähnen sie im Haar haben würden. Meine Mutter ermahnte mich jedes Mal aufs Neue. Die Gäste kamen zu uns, um ein einfaches Amisch-Abendessen zu genießen und einen Blick auf unser Leben zu erhaschen, aber sie wollte

nicht, dass ich auch einen Blick auf das ihre warf. *Sie leben in ihrer Welt und wir in unserer*, sagte sie dann immer, als ob das meine Neugier befriedigen würde.

Meine Mutter und ich waren den ganzen Nachmittag in der Küche beschäftigt gewesen. Wir hatten das gebratene Hähnchen und den Kartoffelbrei zubereitet und die Küchengerüche hingen im ganzen Haus in der Luft. Ich ging um den Tisch herum und platzierte das Besteck sehr sorgfältig auf den Servietten. Dann trat ich mit dem Krug in der Hand durch den Türbogen, der vom Esszimmer in die Küche führte.

»Ist alles fertig?«, fragte meine Mutter und tauchte den Kartoffelstampfer immer wieder in die lockere, weiße Kartoffelmasse. »Die Englischen werden in fünf Minuten hier sein.«

»Der Tisch ist gedeckt«, antwortete ich und trug den Krug zu der kleinen Pumpe hinüber, die neben dem Waschbecken angebracht war. Ich bewegte den Hebel ein paarmal auf und ab, bis das kalte Wasser aus der Öffnung sprudelte, und pumpete dann etwas langsamer, bis der Krug in meiner Hand beinahe zu schwer wurde. Zurück im Esszimmer, füllte ich das Wasser in die Gläser, bevor ich meiner Mutter half, das kochend heiße Essen auf die Anrichte zu stellen. Jede von uns musste zweimal gehen.

Ich schaute zu, wie meine Mutter die Schüsseln zurecht rückte. Obwohl sie es noch nie gesagt hatte, hatte ich trotzdem immer das Gefühl, dass ihr diese Abende mit den Fremden Freude bereiteten. Während sie die beiden Kerzen anzündete, die in der Mitte des Tisches standen, versuchte ich, sie so zu sehen, wie die Besucher sie sehen würden. Ihr braunes Haar war zu einem strammen Knoten zusammengebunden, der sogar die Haut um ihre silbernen glänzenden Augen straff spannte. Auf ihrem Kopf saß eine weiße Haube, die wir

*Kapp* nennen, und die beiden Bänder hingen offen über ihre Schultern herunter. Ihr Kleid war dunkelgrau und bildete einen Kontrast zu der strahlend weißen Schürze, die sie um ihre Taille gebunden hatte.

Ich schaute nach unten, strich meine Schürze glatt und spielte an den Bändern meiner Haube herum. Mein Kleid war blau und ein wenig zerknittert, aber ansonsten trug ich die gleiche Kleidung wie meine Mutter. Manchmal fragten uns die Besucher nach unserer Kleidung, und meine Mutter erklärte ihnen dann, dass all unsere Kleider einheitlich genäht wurden: eckiger Ausschnitt, Dreiviertelärmel, der Rock bis kurz unters Knie. Sie werden mit Druckknöpfen zugemacht, weil normale Knöpfe als extravagant gelten und nicht erlaubt sind. Unsere Kleidung ist einfach, genau wie wir.

Eine Autotür knallte zu und das Gemurmel von Stimmen drang von draußen zu mir herein. Meine Mutter nickte mir mit ihrem typisch ernsten Blick zu, und ich stellte mich an meinen üblichen Platz neben dem Tisch, während sie die Besucher an der Eingangstür begrüßte. Wie immer betraten sie zuerst unser Wohnzimmer – mit großen Augen, die Köpfe ein wenig geneigt, so als versuchten sie angestrengt, uns nicht anzustarren. Ich beobachtete, wie eine Frau mit einem fransigen Kurzhaarschnitt die Bücher auf dem Holzregal betrachtete. Eine andere Frau strich mit den Fingerspitzen über die Lehne unseres Schaukelstuhls. Ihr Kleid schwang beim Gehen hin und her. Dann führte Mr Allen, dem die Pension gehört, in der die Gäste übernachten, die Gruppe zum Esszimmertisch. Mr Allen ist kein Amisch, aber er kennt unsere Gepflogenheiten. Vor einem Jahr hat er meinen Eltern seine Idee mit den Abendessen unterbreitet und seitdem ist er allwöchentlich Gast an unserem Tisch, gemeinsam mit den Besuchern.

Die Gäste scharten sich ruhig und gesittet um den Tisch und staunten über die Möbel aus Kirschholz, die mein Vater mit seinen eigenen Händen gebaut hat. Von früheren Abenden wusste ich, dass sie sich während des Essens wieder angeregter unterhalten würden, aber für den Moment sprachen sie alle mit gedämpften Stimmen und waren sehr aufmerksam. Ich sah zu, wie sie sich auf ihre Stühle setzten, während ihre Blicke durch das Esszimmer und die angrenzende Küche huschten. Ich wusste, dass sie dabei nicht das registrierten, was sich in unserem Haus befand, sondern das, was fehlte. Ein Computer, elektrisches Licht, ein Telefon.

Fünf Frauen und drei Männer hatten sich um unseren Tisch versammelt. Erst als ich sie genauer betrachtete, stellte ich fest, dass zwei der Frauen tatsächlich Mädchen in meinem Alter waren. Sie saßen zwischen einem Mann in einem dunkelblauen Pullover und einer Frau, deren Haar so orange war wie die Karotten in unserem Garten. Ich nahm an, dass sie eine Familie waren. Das war das erste Mal, dass sich englische Teenager in unserem Haus aufhielten, und ich spürte, wie ein nervöses Kribbeln in mir aufstieg. Eines der Mädchen trug eine schwarze Hose, die eher wie eine dicke Strumpfhose aussah, und ein schwarzes, wallendes Hemd, das bis kurz über ihre Hüften reichte. Ihr Haar hatte die Farbe von starkem Kaffee, und die dunklen Linien, die sie um ihre Augen gemalt hatte, standen in starkem Kontrast zu ihrer blassen Haut. Das andere Mädchen trug enge blaue Jeans und ein T-Shirt mit V-Ausschnitt und pink- und lilafarbenen Klecksen, das aussah, als seien zwei Farbdosen umgekippt und hätten ihren Inhalt auf dem Kleidungsstück verteilt. Ihr dunkles Haar war von unregelmäßigen dunkelroten Strähnen durchzogen.

Ich fragte mich, wie es möglich war, dass das Haar der bei-

den Mädchen so glatt und seidig aussah, als hätten sie es auf einem Bügelbrett ausgebreitet und platt gebügelt. Vielleicht hatten sie ja einen dieser pistolenförmigen Haartrockner benutzt, die ich in der Pension gesehen hatte. Meine Finger fuhren durch das dichte braune Haar, das über meinen Rücken fiel. Es wurde von einem Gummiband zusammengehalten, aber einige lockige Strähnen hatten sich bereits gelöst und flatterten mir ins Gesicht. Mir kam der flüchtige Gedanke, dass mir einer dieser Haartrockner möglicherweise helfen könnte, mein Haar zu bändigen.

Das Mädchen mit den Farbkleckschen auf dem T-Shirt schaute mich an. Als sich unsere Blicke einen Moment lang trafen, konnte ich sehen, dass sie ihre Augenlider lavendelfarben geschminkt hatte. Das dunkelhaarige Mädchen starrte nur auf ihren Schoß hinunter, aber das farbenfrohe Mädchen sagte: »Hey, ich bin Jess«, so als sei es die natürlichste Sache der Welt, dass sie einen Jungennamen trug. »Und das ist meine Schwester Caroline.« Das andere Mädchen blickte nicht auf.

»Ich bin Eliza«, erwiderte ich. Dann stellte sich meine Mutter neben mich und räusperte sich. Die Gesichter am Tisch wandten sich uns zu, offen und voller Erwartung. Meine Mutter stand ganz gelassen neben mir, die Hände ineinandergefaltet, und ich beobachtete, wie sich ihr »Fremdenlächeln« auf ihrem Gesicht ausbreitete. Diesen Ausdruck, bei dem sich ihre Lippen zwar in die Länge ziehen, ihre Mundwinkel aber nicht nach oben wandern, kenne ich inzwischen sehr gut. Es ist ein höfliches Lächeln, aber kein freundliches. Ich schaute wieder zu Jess hinüber und setzte ein breiteres Lächeln auf, von dem ich hoffte, dass es freundlich auf sie wirken würde. Sie grinste zurück und ich spürte ein winziges aufgeregtes Kribbeln.

»Ich danke Ihnen allen, dass Sie gekommen sind«, begann meine Mutter. »Meine Tochter Eliza und ich freuen uns, Sie als unsere Gäste begrüßen zu dürfen. Wir wollen nun alle unseren Kopf zum Gebet senken.« Bevor ich mein Kinn auf meine Brust fallen ließ, sah ich noch einmal auf und erhaschte einen flüchtigen Blick auf die Fremden. Ihre Köpfe waren geneigt, aber einige von ihnen richteten ihre Augen weiter auf meine Mutter, so als warteten sie darauf, dass sie den Befehl wieder aufhob. Jess und Caroline sahen einander mit gehobenen Augenbrauen an. Ihre Mutter stieß Caroline in die Seite, die daraufhin zögernd den Kopf senkte. Das Tischgebet rauschte förmlich durch meinen Kopf, und ich spürte, wie sich meine Lippen stumm zu den vertrauten Worten bewegten, die meine Mutter sprach: »Wir danken dir, himmlischer Vater, für die Gaben, die wir heute empfangen dürfen. Mögen wir uns als wahrhaft dankbar für die Großzügigkeit erweisen, die du uns gezeigt hast. Amen.«

Die Gäste hoben den Kopf, sobald meine Mutter und ich es taten. Einige von ihnen tauschten ein wenig peinlich berührte Blicke. Die beiden Mädchen sahen einander an, als wäre gerade ein Scherz gemacht worden.

Ich drehte mich um, um herauszufinden, ob meine Mutter es auch bemerkt hatte, aber sie sah genauso aus wie immer nach einer Andacht: friedvoll und erholt, die Falten um ihren Mund und zwischen ihren Augenbrauen ein wenig weicher. Nach dem Beten sieht meine Mutter sogar hübsch aus. Ich stelle das jedes Mal fest, aber es ist immer wieder eine Offenbarung.

»Eliza und ich werden Ihnen das Essen servieren«, verkündete meine Mutter. »Nach dem Essen beantworte ich gerne Ihre Fragen.«

Auf ihr Stichwort hin nahm ich die Platte mit dem Hühnchen und balancierte sie auf meinem linken Arm. »Möchten Sie lieber helles oder dunkles Fleisch?«, fragte ich eine der Frauen. Sie trug ein einfaches kirschrotes Kleid ohne Verzierungen. Ihr braunes Haar fiel über ihre Schultern, und ihre Augen waren von einer schlichten Schönheit, die ganz ohne die aufgemalten Farben auskam, an die ich mich in den Gesichtern der englischen Frauen bereits so gewöhnt hatte. Für eine Engländerin sah sie eigentlich viel zu langweilig aus. »Weißes Fleisch, bitte«, antwortete sie. Sie beobachtete mich genau, während ich sie bediente. »Vielen Dank, Eliza«, sagte sie, so als kenne sie mich bereits. »Wie alt bist du? Fünfzehn? Sechzehn?«

»Sechzehn«, erwiderte ich.

Sie nickte und lächelte. Da ich nicht wusste, was ich sonst noch sagen sollte, ging ich zum nächsten Gast weiter. Es war die Frau mit dem orangefarbenen Haar, deren silberne Armbänder wie die Glöckchen an einem Schlitten sangen, als sie auf das Stück Hühnchen zeigte, das sie wollte. Als ich Jess und Caroline erreichte, hielt ich die Platte ein wenig fester. Jess deutete auf ein Bruststück und ich legte es auf ihren Teller. Ihre Schwester senkte den Kopf, einen schlecht gelaunten Ausdruck auf dem Gesicht. »Möchtest du lieber dunkles oder helles Fleisch?«, fragte ich sie.

Sie schüttelte den Kopf. »Gibt es hier auch irgendwas ohne Fleisch?«

»Caroline!« Ihre Mutter warf mir einen entschuldigenden Blick zu. »Es tut mir leid. Sie ist Vegetarierin.«

»Es gibt auch Kartoffeln und gemischtes Gemüse aus unserem Garten«, sagte ich.

Caroline nickte und verschränkte die Arme vor ihrer Brust.

Ich fragte mich, ob ihre Eltern sie wohl gezwungen hatten, mitzukommen und bei uns zu Abend zu essen. So wie meine Eltern von uns verlangen, dass wir zur Kirche und zu den Gemeindeversammlungen gehen. Ich stellte die Platte mit dem Hühnchen zurück auf die Anrichte und griff nach der Schüssel mit dem Gemüse. Meine Mutter folgte mir mit dem Brotkorb, bis wir all unsere Gäste bedient hatten.

Während sie aßen, verschwand meine Mutter in der Küche, um den Nachtschlag zuzubereiten. Ich blieb neben der Anrichte stehen, bereit, auf Wunsch Nachschlag zu servieren oder Wassergläser aufzufüllen. Normalerweise gefiel mir diese Einteilung, weil ich so in aller Stille die Engländer beobachten und ihren Geschichten lauschen konnte. Aber an diesem Abend hingen meine Hände nur nutzlos herunter. Mein Kleid und meine Schürze kamen mir neben Jess' und Carolines schicker Kleidung unförmig und wenig kleidsam vor.

Ich hatte mich schon oft gefragt, wie es wohl sein würde, englische Teenager kennenzulernen. In meiner Vorstellung fing ich geistreiche Unterhaltungen mit ihnen an und sie erzählten mir alles über Musik und Filme und das Tanzen. Aber nun, da sie hier waren, fühlte ich mich unbeholfen und brachte kaum einen Ton heraus.

Gelegentlich holte eine der beiden einen kleinen schwarzen Gegenstand aus ihrer Hosentasche und legte ihn auf ihre Handfläche. Sie sah ihn an, tippte ein paarmal mit dem Daumen darauf herum und ließ ihn dann wieder in ihrer Hosentasche verschwinden. Ich fragte mich, ob diese Geräte wohl Mobiltelefone waren, aber keines der Mädchen hielt sie sich ans Ohr oder sprach hinein. Wenigstens hatten sie noch etwas außer mir, was sie anstarren konnten.

Ich nahm den Wasserkrug und ging einmal um den Tisch

herum, um die Gläser wieder aufzufüllen. Als ich die Frau in dem kirschroten Kleid erreichte, fragte sie: »Du arbeitest in der Pension, oder?«

»Ja«, antwortete ich. »Ich habe letzte Woche angefangen.«

»Habe ich mir doch gedacht, dass ich dich da gesehen habe«, fuhr sie fort. »Und, wie gefällt dir die Arbeit?«

»Sie gefällt mir gut«, erwiderte ich, wohl wissend, dass Mr Allen ganz in der Nähe saß. Dann meldete sich auch die Frau mit den orangefarbenen Haaren zu Wort und wollte von Mr Allen wissen, wo sie einen Quilt\* kaufen könne.

»Genau hier«, sagte Mr Allen. »Mrs Miller fertigt Quilts auf Bestellung. Ich kann morgen noch einmal mit Ihnen herkommen, wenn Sie möchten.«

Ich ging zu den Mädchen hinüber und füllte auch ihre Gläser wieder auf. »Möchtet ihr sonst noch etwas?«, fragte ich. Caroline hielt ihr Telefon mit beiden Händen fest und ihre Daumen bewegten sich blitzschnell hin und her. »Nein, danke«, antwortete Jess. »Aber könntest du mir zeigen, wo die Toilette ist?«

Ich stellte den Krug ab und führte sie durch den Flur. Als ich auf die Badezimmertür zeigte, drehte sie sich zu mir um und lächelte mich an. »Ich muss zugeben«, gestand sie mit leiser Stimme, »dass ich schon Angst hatte, es wäre draußen.«

Es war mir furchtbar peinlich, als mir bewusst wurde, dass dieses Mädchen geglaubt hatte, wir würden unser Geschäft in einem Klohäuschen verrichten. Aber sie lächelte mich offen und warmherzig an und schien bereit, ihren Fehler zuzugeben. »Rohrleitungen haben wir schon«, entgegnete ich

---

\* Eine Art Patchwork- oder Steppdecke, die traditionell von den amischen Frauen angefertigt wird.

mit einem Grinsen. »Aber nach einem Haartrockner musst du nicht suchen. Den könnten wir sowieso nirgends einstecken.« Jess lachte und ich verspürte ein seltsam kribbelndes Gefühl des Stolzes.

Später, als die Gäste sich begeistert den Apfelkuchen meiner Mutter schmecken ließen und ich ihnen starken schwarzen Kaffee in ihre Tassen einschenkte, wartete ich gespannt auf meinen Lieblingsteil jedes Fremdenabends – den Moment, in dem meine Mutter fragte: »Hat vielleicht irgendjemand eine Frage, die ich beantworten kann?« Es war einfach unglaublich für mich, dass diese modernen Menschen etwas über unsere Welt erfahren wollten. »Wie trocknen Sie im Winter die Wäsche, wenn Sie sie nicht draußen aufhängen können?«, fragte ein Mann, der eine rote Krawatte trug.

»Wir hängen die Wäscheleine im Wohnzimmer auf, und am Waschtag müssen wir uns alle daran vorbeischlängeln, wenn wir rein- und rausgehen«, erklärte meine Mutter.

»Geht Eliza zur Schule?«, wollte die Frau mit den kurzen Haaren wissen.

»Unsere Kinder gehen bis zur achten Klasse zur Schule«, erwiderte meine Mutter. »Eliza hat die Schule vor zwei Jahren abgeschlossen.« Ich senkte meinen Blick, weil ich nicht wollte, dass die Fremden bemerkten, dass ich ein wenig traurig darüber war, nicht mehr zur Schule gehen zu können.

Als einer der Männer nach einem Fernseher fragte, antwortete meine Mutter auf dieselbe Weise, wie sie es immer tat: »Ich bin schon in englischen Häusern gewesen, während der Fernseher lief, ich weiß also, was das ist.« Die beiden Mädchen wechselten einen Blick. »Kein MTV?«, wollte Caroline wissen. Ich wusste nicht, was sie meinte, und schüttelte nur den Kopf.

Der Mann sagte: »Sie haben gerade von den ›Englischen‹ gesprochen.« Er unterbrach sich und lachte kurz. »Sind wir das?«

Meine Mutter schenkte ihm ein höfliches Lächeln. »Ja«, antwortete sie. »Es ist ein Begriff, den wir Amisch für alle benutzen, die keine Amisch sind.«

Wie immer waren die Antworten meiner Mutter kurz und direkt. *Gib nie zu viel preis*, ermahnte sie mich immer. *Wir haben sie in unser Haus eingeladen, aber nicht in unser Leben*.

Die Frau mit den orangeroten Haaren sagte, sie habe von unseren »Pärchen-Kutschen« gehört, und wollte wissen, ob in unserer Familie jemand eine solche Kutsche habe, um zu Verabredungen zu fahren.

»Unser Sohn James hat so eine Kutsche«, erwiderte meine Mutter. »Aber ich weiß nicht immer ganz genau, wohin er damit fährt. Da geht es mir nicht anders als Ihnen mit Ihren Teenagern.«

Rund um den Tisch war leises Kichern zu hören. »Gibt es sonst noch Fragen?«

»Ja«, meldete sich Caroline. »Was machen Sie, wenn Sie Spaß haben wollen?«

Meine Mutter drehte sich zu mir um. »Möchtest du diese Frage beantworten, Eliza?«

Alle sahen mich erwartungsvoll an. »Na ja, wir treffen uns mit unseren Freunden«, sagte ich. »Wir feiern auch Partys. Wir gehen zusammen in die Stadt.« Meine Worte fühlten sich ganz jämmerlich an. Die beiden Schwestern tauschten einen ihrer Blicke.

Ich wünschte mir, diejenige zu sein, die die Fragen stellen durfte. Ich hätte die Mädchen gefragt, was *sie* machten, wenn sie Spaß haben wollten, wie sie ihre Augen anmalten und was

für ein Gefühl es ist, sich jeden Tag die Kleider aussuchen zu dürfen, die man anziehen möchte. Ich hätte sie gern gefragt, wie es ist, nicht so einfach zu sein.

Ich holte tief Luft und wollte noch etwas hinzufügen, aber als meine Mutter mir einen Blick zuwarf, biss ich mir auf die Zunge.

Die Frau im kirschroten Kleid räusperte sich, und als ich ihre Frage hörte, erstarrte ich. »Ist Eliza schon im Rumspringa-Alter?«

Ich riss die Augen auf. Rumspringa ist die Zeit, in der es den Jugendlichen der Amisch erlaubt ist, sich richtig auszutoben und unsere einfache Welt zu verlassen. Dieses Thema kam bei den Fremdenabenden sonst nie zur Sprache, und zum allerersten Mal wusste ich nicht, wie meine Mutter auf eine Frage antworten würde.

Meine Schwester Margaret hat das Rumspringa sozusagen übersprungen, sich gleich taufen lassen und geheiratet. Margaret ist eine, wie die Ältesten es nennen, »gute Amische«. Mein Bruder James hingegen ist damals von zu Hause ausgezogen, um eine Ausbildung in einer Schreinerei zu machen. In seinen Briefen hat er uns von Computern und Videospiele erzählt. Seit seiner Rückkehr arbeitet er mit unserem Vater zusammen. Anfangs habe ich ihn manchmal dabei er tappt, wie er aus dem Fenster starrte. Ich habe mich dann immer gefragt, ob er wohl gerade an diese andere Welt denkt, in der Knöpfe keine Sünde sind und Autos an den Pferdewagen vorbeirasen.

Jetzt war ich an der Reihe. Seit meinem sechzehnten Geburtstag vor drei Wochen wartete ich darauf, herauszufinden, was das Rumspringa wohl für mich bereithalten würde. Ich konnte nur noch daran denken, Iowa zu verlassen und zu er-

fahren, wie die Menschen draußen in der modernen Welt leben. Aber bislang hatten meine Eltern mir noch nichts von ihren Plänen verraten.

Ich holte erneut tief Luft, beobachtete, wie meine Mutter ihre Hände ein bisschen zu fest vor ihrer Schürze faltete, und wartete gespannt darauf, zu hören, was sie unseren Gästen erzählen würde. Als sie zu sprechen begann, klang ihre Stimme sanft und höflich, wie immer, wenn sie mit den Engli- schen spricht.

»Ich nehme an, dass einige von Ihnen nicht wissen, was *Rumspringa* bedeutet.«

Die Fremden schüttelten den Kopf, und meine Mutter fuhr fort: »Die Lebensweise der Amisch ist etwas, wofür wir uns bewusst entscheiden, und nichts, in das wir hineingebo- ren werden. Wir Amisch sind der Meinung, dass wir unse- ren Kindern die Möglichkeit geben müssen, zu erfahren, wie die Welt dort draußen wirklich ist, damit sie eine echte Wahl treffen können. Unseren Jugendlichen wird daher eine Zeit der Unabhängigkeit gewährt, bevor sie sich unserer Lebens- weise anschließen.«

»Und was machen sie da?«, wollte Jess wissen.

»Wahrscheinlich tun sie ganz ähnliche Dinge wie ihr«, er- widerte meine Mutter. »Sie fahren Auto und gehen ins Kino. Sie tragen Jeans. Sie feiern Partys.« Sie hielt inne und lächelte. »Ich glaube allerdings nicht, dass ich so genau wissen möchte, was auf diesen Partys passiert.«

Die Erwachsenen am Tisch lächelten wissend – bis auf die Frau, die die Frage gestellt hatte. Sie sah meine Mutter durch- dringend an. Ich fragte mich, woher diese Englische über das *Rumspringa* Bescheid wusste.

Ich stellte die Kaffeekanne ab und drehte mich wieder zu

meiner Mutter um. Sie nickte mir zu, bevor sie fortfuhr. Ich hatte das Gefühl, ihre Antwort sei an mich gerichtet, nicht an die Menschen, die an unserem Tisch saßen.

»Wir Eltern drücken sozusagen ein Auge zu und unsere Jugendlichen dürfen sich ein wenig austoben. Und wir hoffen, dass sie bald wieder zu uns zurückkehren.«

»Und Eliza?«, hakte Jess nach. »Was macht sie bei ihrem Rum... wenn sie sich austobt?«

Ich wartete, hielt den Atem an und hoffte, dass die Antwort meiner Mutter mir irgendeinen Hinweis darauf geben würde, was vor mir lag.

»Eliza arbeitet in der Pension. Einige von Ihnen haben sie vielleicht schon dort gesehen, als sie das Frühstück serviert oder Ihr Zimmer sauber gemacht hat. Ihr Vater und ich wollten, dass sie ein wenig mehr von der Welt sieht als nur das, was wir ihr hier zeigen können. Darum haben wir Mr Allen gebeten, uns dabei zu helfen, Arbeit für sie zu finden.« Meine Mutter und Mr Allen nickten einander zu.

Ich atmete die Luft aus, die ich angehalten hatte. Nun hatte ich die Antwort, auf die ich in den vergangenen Wochen gewartet hatte. Mein Rumspringa würde mich nicht in die moderne Welt hinausführen. Es führte mich in eine Pension, in der ich die englischen Touristen dabei beobachten konnte, wie sie uns beobachteten. Mir wurde ganz schwer ums Herz, denn es gab nur eine Sache, die ich mit Sicherheit wusste.

Ich musste mich austoben.

## Kapitel 2

Am nächsten Morgen begrüßte mich Jenny, die Köchin, in der Pension und gab mir Anweisungen, während sie ein Muffinblech aus dem Ofen holte, das den Raum mit einem warmen, herrlich fruchtigen Duft erfüllte. Ihre Kapp saß ein wenig schief, so als sei sie in Eile gewesen, als sie sie aufgesetzt hatte. »Wir servieren das Frühstück in einer halben Stunde«, sagte sie und reichte mir die kleine silberne Glocke. Ich hasste diesen Teil meiner Arbeit. Im Flur vor den Gästezimmern klingelte ich mit der Glocke und rief: »Um neun Uhr gibt es Frühstück.« Hinter einer der Türen hörte ich einen Mann grummeln: »Was ist das hier, ein amisches Bootcamp?« Ich verstand nicht, was das bedeutete, aber es klang nicht besonders freundlich. Zurück in der Küche, konnte ich hören, wie sich die Gäste nach und nach im Speisesaal versammelten und sich Kaffee einschenkten. Das Gemurmel ihrer Unterhaltungen drang zu uns in die Küche.

Jenny hatte es mit einem Mal sehr eilig, und ich musste mich sputen, um mit ihren Anweisungen Schritt zu halten. Sie zeigte mir, wie ich auf jedem Frühstücksteller eine Portion Eierauflauf, einen Löffel Obstsalat und einen Muffin platzieren sollte. Sie trug jeweils zwei Teller auf einmal nach draußen, und ich musste die nächsten bereithalten, wenn sie zurückkam. Ich hätte lieber die Gäste bedient, als in der Küche

zu stehen und das Essen auf die Teller zu verteilen. Aber Jenny hatte das Sagen, und ich musste tun, was sie mir auftrug.

In der Pension sauber zu machen, war einfacher als zu Hause, da eine Maschine einen Großteil der Arbeit erledigte. Ich folgte einem Impuls, legte meine Handflächen auf die Vorderseite der großen Spülmaschine und spürte das warme Vibrieren an meinen Fingern. Jenny schien das Wunder dieser Erfindung vollkommen unbeeindruckt zu lassen. Sie saß über ihre Einkaufsliste gebeugt an der Küchentheke. »Ich werde ungefähr eine Stunde weg sein«, sagte sie. »Du kannst solange im Aufenthaltsraum Staub wischen.«

Ich nahm meine Hände von der Maschine und betrachtete meine Finger, die sich durch ihren Nahkontakt mit der Elektrizität nicht verändert zu haben schienen. Ich hatte mich gerade dem Putzschrank zugewandt, um herauszuholen, was ich zum Staubwischen brauchte, als die Küchentür aufflog. Eine der Frauen vom Fremdenabend stand in der Tür: die Frau mit dem roten Kleid, die sich nach dem Rumspringa erkundigt hatte. Sie trug schwarze Jeans und ein T-Shirt mit der Aufschrift »University of Illinois« auf der Brust. Ihr Haar war mit einer silbernen Haarspange zusammengefasst. Ich konnte sehen, dass sie einen Moment brauchte, bis sie mich erkannte.

»Oh, hallo, Eliza. Ich bin Rachel. Rachel Aster.« Die Frau streckte ihre Hand aus, und ich konnte fühlen, wie ungewöhnlich weich ihre Haut war. »Ich wollte dich um etwas bitten. Wäre es wohl möglich, dass du mir eine Kanne Tee auf mein Zimmer bringst? Ich habe es nicht rechtzeitig zum Frühstück geschafft.«

Mrs Aster setzte sich auf einen Hocker, während ich den Teekessel füllte und auf den Herd stellte. »Das Abendessen

gestern bei euch zu Hause hat mir wirklich gut geschmeckt«, sagte sie. »Deine Mom ist eine großartige Köchin.« Ich drehte den Herdknopf und die Heizspirale unter dem Teekessel glühte orangerot auf.

»Danke, ich werde es ihr ausrichten.«

»Ich muss dir ein Geständnis machen«, fuhr Mrs Aster mit leiser Stimme fort, so als wolle sie mir ein Geheimnis verraten. »Ich war enttäuscht, als ich erfahren habe, dass du einen Job hast.«

»Wie bitte?«, erwiderte ich.

»Gestern Abend, als ich dich nach deiner Arbeit hier gefragt habe, habe ich das nicht ohne Hintergedanken getan.«

Ich stellte das Körbchen mit dem Tee neben der kleinen Porzellankanne auf der Theke ab und drehte mich zu ihr um.

»Ich fürchte, ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

Mrs Aster lächelte mich an und stützte sich mit den Ellbogen auf der Theke ab. »Wenn jemand einen Hintergedanken hat, dann bedeutet das, dass er hofft, durch sein Verhalten etwas zu gewinnen. Auch ich habe gehofft, etwas zu gewinnen, als ich diese Frage gestellt habe.«

»Und was wollten Sie gewinnen?«

Sie lachte leise. »Dich.«

Der Teekessel pff, und ich drehte den Knopf, um die Platte auszuschalten. Ich wandte mich wieder der Frau zu. »Mich?«

»Mein Kindermädchen verlässt mich am Ende der Woche und ich möchte ein neues einstellen. Als ich gestern Abend gesehen habe, wie du deiner Mutter geholfen hast, kam mir der Gedanke, dass du auch mir helfen könntest. Dann fiel mir auf, dass du mir bekannt vorkamst, deshalb habe ich dich nach deiner Arbeit gefragt. Und musste all meine Hoffnungen begraben.«

Ich hatte gar nicht gemerkt, dass ich die Luft angehalten hatte, doch jetzt entwich sie durch meine Lippen. »Sie wollen einen Babysitter einstellen?«

Sie nickte. »Weißt du, ich mache gerade meinen Uniabschluss, und ich brauche ein bisschen Hilfe mit den Kindern, damit ich meine Abschlussarbeit fertig schreiben kann. Ehrlich gesagt bin ich nur hier, um mit meiner Arbeit voranzukommen, ohne dass meine Familie mich stört. Es war ein Geschenk von meinem Mann. Eine Woche weg von zu Hause, um zu schreiben.«

Ich versuchte, meine zitternden Hände still zu halten, während ich das heiße Wasser in die Teekanne goss und den Teekessel wieder auf den Herd stellte. Meine Eltern würden mir niemals erlauben, von zu Hause auszuziehen und für jemanden zu arbeiten, den sie nicht kannten, rief ich mir in Erinnerung. Ich nahm einen Teebeutel und ließ ihn in das heiße Wasser plumpsen.

Ich stellte die Teekanne samt einer Tasse und ein paar Päckchen Zucker auf ein kleines Tablett. Mrs Asters Blick suchte meinen. Ihre Augen glänzten golden, wie Honig.

»Wie viele Kinder haben Sie denn?«, fragte ich.

»Zwei«, antwortete sie. »Ben ist acht und Janie fünf.«

Ich versuchte, mir irgendetwas einfallen zu lassen, was ich der Frau erwidern konnte, aber ich wusste, dass ich die Möglichkeit, für sie zu arbeiten, erst mit ihr diskutieren konnte, wenn ich mit meinen Eltern darüber gesprochen hatte. Die Unterhaltung fand daher ein viel zu schnelles Ende und Mrs Aster trug ihr Tablett nach oben. Während ich Staub wischte, hörte ich ihre Worte noch einmal in meinem Kopf. Ich wusste nicht, wo sie wohnte, aber es musste immerhin so weit weg sein, dass sie in der Pension übernachtete, anstatt jeden Abend

nach Hause zu fahren. Dies konnte meine Chance sein, von hier fortzukommen.

Den ganzen Morgen über beobachtete ich das Kommen und Gehen der Gäste und hoffte, Mrs Aster noch einmal zu sehen. Später, als ich die Gästezimmer sauber machte, antwortete eine vertraute Stimme auf mein Klopfen. Mrs Aster saß aufrecht auf ihrem Himmelbett, ein kleines Gerät mit Schreibmaschinentasten auf dem Schoß. Mehrere aufgeschlagene Bücher lagen auf dem Bett verstreut. Sie schob sie beiseite, als ich eintrat.

»Tut mir leid«, entschuldigte ich mich. »Ich kann auch später wiederkommen.«

Sie sammelte die Bücher ein, packte sie in eine Stofftasche, die neben dem Bett stand, und klappte den Deckel ihres Schreibmaschinengeräts zu. »Du kannst ruhig tun, was du hier drin zu erledigen hast«, sagte sie. »Ich verschwinde für eine Weile.« Während ich dabei zusah, wie Mrs Aster sich die Stofftasche über die Schulter hängte, versuchte ich, den nötigen Mut aufzubringen, ihr das zu sagen, was ich ihr sagen wollte.

Ich räusperte mich und atmete zitternd ein. »Wenn Sie einen Moment Zeit hätten, würde ich gerne mit Ihnen über das sprechen, was Sie vorhin gesagt haben. Darüber, dass ich als Kindermädchen für Sie arbeiten könnte.«

Mrs Aster setzte sich auf die Bettkante und schlang ihre Arme um die Stofftasche. »Suchst du einen neuen Job?«

»Ich habe darüber nachgedacht.«

»Ich wohne in der Nähe von Chicago. Das sind von hier etwa drei Stunden mit dem Auto. Was würden deine Eltern denn davon halten, wenn du so weit von zu Hause weg wohnen würdest?«

»Darüber müsste ich noch mit ihnen sprechen«, erwiderte ich und suchte nach den richtigen Worten. Dann erinnerte ich mich wieder daran, was meine Mutter den Gästen am Abend zuvor gesagt hatte. »Sie möchten, dass ich mehr von der Welt sehe.«

»Meinst du, ich sollte mit zu euch kommen und mit ihnen darüber sprechen?«

Mein Herz klopfte wie wild. »Zu Hause ist im Moment ziemlich viel los. Am Sonntag ist das Scheunenrichtfest meiner Schwester. Aber ich werde am Wochenende mit ihnen sprechen, wenn Sie einverstanden sind.«

»Ich bin bis Dienstag hier«, erwiderte sie.

Ich nickte Mrs Aster zu, während sie aufstand und ihre Tasche wieder über ihre Schulter hängte. »Ich lasse Sie wissen, was meine Eltern gesagt haben.«

»Wunderbar!«, freute sie sich. »Ich hoffe, es klappt. Ich könnte deine Hilfe wirklich gebrauchen.«

*Und ich könnte Ihre gebrauchen*, dachte ich, während ich ihr nachsah.

## Kapitel 3

Ich verabschiedete mich von Jenny und auf dem Nachhauseweg schwirrte die Unterhaltung mit Mrs Aster noch immer in meinem Kopf herum. Ich würde einen Weg finden müssen, die Idee, von zu Hause auszuziehen, irgendwie zur Sprache zu bringen. Wenn es dann schien, als stünden meine Eltern der Idee aufgeschlossen gegenüber, konnte ich ihnen auch von der Stelle erzählen, die Mrs Aster mir angeboten hatte.

Zu Hause setzte ich mich, nachdem der erste Fragenschauer über meinen Tag bei der Arbeit über mir niedergegangen war, auf den Hocker in der Küche und half meiner Mutter, das Gemüse fürs Abendessen zu schneiden.

»Ich habe diese Englische wieder getroffen, die, die über Rumspringa Bescheid wusste«, erzählte ich. »Ihr Name ist Rachel Aster.«

»Das ist nett«, erwiderte meine Mutter und kniff die Augenbrauen zusammen.

»Sie ist bis Dienstag in der Pension«, fuhr ich fort. »Sie muss irgendeine schriftliche Arbeit fertigstellen, und ihr Mann ist zu Hause und passt auf die Kinder auf, während sie hier arbeitet. Kannst du dir das vorstellen?«

»Nein, das kann ich nicht«, sagte meine Mutter. »Aber sie leben in ihrer Welt ...«

»Ich weiß«, unterbrach ich sie. »Und wir leben in unserer.«  
Meine Mutter sah mich erstaunt an. »Genauso ist es.«

»Sie sind modern und wir sind einfach«, fügte ich hinzu.  
»Sie kommen hierher und werfen einen Blick in unsere Welt,  
aber wir dürfen keinen Blick in ihre werfen.«

Sie legte ihr Messer weg. »Was ist los, Eliza?«

Ich holte tief Luft und schaute meiner Mutter direkt in ihre silbergrauen Augen. »Ich möchte eine Weile von zu Hause ausziehen. Und ich habe auch schon eine Idee, wie ich das machen könnte.«

Sie nahm das Messer wieder in die Hand, zerhackte mit schnellen Bewegungen ihre Zucchini und warf die runden Scheiben in eine Schüssel. »Es kommt nicht infrage, dass du von zu Hause ausziehst.«

Ich versuchte, mit ruhiger Stimme zu sprechen. »Ich fand es immer wundervoll, wenn du Geschichten von deinem Rumspringa erzählt hast. Wie du bei diesem Schneider gearbeitet und mit seiner Tochter Musik gehört hast und wie du ins Kino gegangen bist. Ich möchte auch eine Zeit lang so leben.«

Meine Mutter wischte sich ihre Hände an einem Geschirrtuch ab. »Einige dieser Dinge wirst du auch tun. Bald kannst du mit deinen Freundinnen ins Kino gehen. Und ich weiß, dass ihr auf euren Partys Musik hört.« Ich beobachtete sie, während sie nach den richtigen Worten suchte. »Aber ich glaube, dass du diese Geschichten verherrlichst, die ich euch erzählt habe. Ich musste von zu Hause fortgehen, weil meine Familie das Geld brauchte. Es war sehr schwer für mich, ganz allein an diesem fremden Ort zu sein. Ich möchte nicht, dass du das auch erleben musst.«

»Aber *ich* möchte das.«

»Eliza«, sagte sie, und ihre Stimme klang verzweifelt. »Du weißt doch gar nicht, was du willst.«

Wut stieg in mir auf. »Genau das ist es ja. Du hast selbst gesagt, dass wir nach dem Rumspringa eine Wahl treffen. Wie kann ich diese Wahl denn treffen, wenn ich mich die ganze Zeit über frage, was ich vielleicht verpasse?«

Meine Mutter wandte sich von mir ab und griff nach einem Löffel, um das Gemüse umzurühren, das wir geschnitten hatten. Ich konnte daran, wie sie ihr Kinn hervorstreckte, erkennen, dass alles gesagt war. So war das mit ihr. Sie war immer diejenige, die entscheiden durfte, wann unsere Unterhaltung beendet war.

»Deck bitte den Tisch«, sagte sie in ruhigem, angespanntem Tonfall.

Ich war froh, die Küche verlassen zu können. Als ich das Esszimmer betrat, prallte ich beinahe mit James zusammen, der neben der Küchentür stand. Er legte einen Finger auf seinen Mund, packte mich am Arm und führte mich aus dem Zimmer.

»Was ist denn los, James?«, wollte ich wissen. »Ich muss den Tisch decken.«

Er zerrte mich zur Haustür hinaus auf die Veranda. Neugierig setzte ich mich auf die Verandaschaukel und er ließ sich neben mir nieder. »Hör zu«, begann er. »Ich habe einen Teil deiner Unterhaltung mit Mom gehört.«

Ich senkte meinen Blick und stieß einen Seufzer aus. »Es ist, als würde man mit dem Baum da sprechen«, sagte ich und deutete auf eine Eiche, die unserem Hof Schatten spendete. »Nur dass ich glaube, dass der Baum mir auch wirklich zuhören würde.«

James lachte. »Du sprichst eben mit dem falschen Baum.«

Ich drehte mich um und sah ihn an. Er hatte ein verschmitztes Lächeln im Gesicht. Sein Strohhut warf einen Schatten über seine braunen Augen. »Geh zu Dad«, sagte er. »Mom wirst du nie davon überzeugen, dass du von zu Hause ausziehen darfst, aber Dad kann dir vielleicht helfen. Er hat sie auch überredet, mich gehen zu lassen.«

»Du bist ein Junge«, erwiderte ich. »Bei dir war das etwas anderes.«

»So anders auch wieder nicht. Sie wollte auch nicht, dass ich gehe. Sie dachte, das würde keinen guten Eindruck machen. Und dass ich da draußen zu vielen Versuchungen ausgesetzt sein würde.«

»Und, warst du?«

»Klar«, sagte er mit einem Lächeln. »Ich war durchaus in Versuchung.«

»Aber du bist wieder nach Hause gekommen.«

Er nickte. »Das bin ich.«

Ich wartete ab, ob er noch etwas sagen würde. Seit er von seiner Ausbildung zurückgekehrt war, wollte ich unbedingt mehr über seine Zeit fort von zu Hause hören, aber er hatte fast alles für sich behalten. »Ich bin zurückgekommen, weil Dad mich in der Schreinerei braucht. Ich habe immer gewusst, dass ich irgendwann dort arbeiten würde. Aber ich bin froh über die Zeit, die ich von zu Hause weg war.« Er hielt inne, wandte sich ab und blickte auf den Hof und den stauigen Pfad, der zur Schreinerwerkstatt führte. Er sprach weiter, ohne mich anzusehen, und seine Worte waren ruhig, aber eindringlich. »Du musst es selbst erleben«, sagte er. »Und dafür brauchst du Dad auf deiner Seite.« Er drehte sich wieder zu mir um und unsere Blicke trafen sich.

»Verstehe«, flüsterte ich. »Danke.«

Während ich den Tisch deckte, dachte ich über James' Worte nach. Ich war gar nicht auf die Idee gekommen, dass mein Vater derjenige war, an den ich mich wenden sollte. Mein Vater saß während der Mahlzeiten am Kopf des Tisches, und er zog an meinem Pferdeschwanz, wenn er mir einen Gutenachtkuss gab. Er hielt die Zügel, wenn wir zusammen mit der Kutsche fuhren, und stellte die Bänke auf, wenn wir an der Reihe waren, den Sonntagsgottesdienst abzuhalten. Aber wann immer ich eine Frage stellte, erwiderte er: »Geh und frag deine Mutter. Sie weiß das.« Deshalb hatte ich es mir irgendwann abgewöhnt, mich an ihn zu wenden. Aber wenn er James dabei geholfen hatte, die Erlaubnis zu erhalten, von zu Hause fortzugehen, vielleicht konnte er dann ja dasselbe für mich tun.

Als ich den Tisch gedeckt hatte, ging ich in die Küche. Meine Mutter blickte vom Herd auf und sagte: »Du kannst deinem Vater ausrichten, dass das Abendessen bald fertig ist.« Es war genau die Ausrede, die ich brauchte, um ein wenig Zeit mit ihm in seiner Schreinerei zu verbringen. Ich eilte den Pfad entlang und hoffte, dass James recht behalten würde. Ich hoffte, dass mein Vater mich verstehen würde.

Die Luft war staubig, als ich die Werkstatt betrat. Ich musste einen Moment warten, bis meine Augen sich daran gewöhnt hatten, und atmete den feuchten Duft von Sägemehl ein. Der Boden war mit halb fertigen Arbeiten und übereinandergestapelten Holzteilen in den unterschiedlichsten Größen übersät. In einer Ecke bewahrte mein Vater fertige Möbelstücke auf, um sie seinen Kunden zu zeigen – ein Bücherregal mit versetzbaren Böden, einen Schreibtisch mit winzigen Fächern und einen Schaukelstuhl, wie er auch in unserem Wohnzimmer stand.

Mein Vater stand über die Hobelmaschine gebeugt und

steckte Kanthölzer hinein. Wenn sie auf der anderen Seite wieder herauskamen, war die Oberfläche des Holzes ganz glatt. Er schaute auf, als er mich bemerkte, und betätigte den Hebel, um die Maschine anzuhalten. Das Dröhnen der Hobelmaschine erstarb, und es war nur noch das Brummen des Hydraulikmotors zu hören, der sie antrieb.

»Ist das Abendessen fertig?«

»Fast«, antwortete ich. »Soll ich dir helfen, damit du schneller fertig wirst?« Als ich kleiner war, hatte mein Vater mich immer auf der anderen Seite der Hobelmaschine stehen lassen, um die Hölzer einzusammeln und sie nach ihrer Größe zu sortieren, wenn sie herauskamen.

»Nein«, sagte er. »Ich bin für heute fertig.« Er drückte einen Schalter an der Wand, woraufhin der Lärm des Motors verstummte und sich eine angenehme Stille in der Werkstatt ausbreitete. Ich setzte mich auf einen Hocker und sah ihm dabei zu, wie er seine Werkzeuge aufhängte und das Sägemehl mit einem kurzen Handbesen von der Maschine fegte. Als er fertig war, füllte ich meine Lungen mit der modrigen Luft und bereitete mich auf das vor, was ich sagen wollte.

»Kann ich dich kurz sprechen?«

Mein Vater nickte, lehnte sich gegen die Hobelmaschine und verschränkte die Arme über seiner breiten Brust.

»Seit meinem Geburtstag denke ich darüber nach, was ich während meines Rumspringa machen könnte. Und ich bin zu dem Schluss gekommen, dass ich irgendwo weg von zu Hause arbeiten möchte. Ich könnte vielleicht in einer englischen Familie wohnen und als Babysitter arbeiten.« Ich wartete und hielt den Atem an.

Mein Vater nahm seinen Hut ab und fuhr sich durch sein dunkles Haar, sodass noch mehr Sägemehl in der Luft

schwebte. Ich war mir nicht sicher, aber es sah ganz so aus, als müsse er sich sehr anstrengen, nicht zu lächeln.

»Dein Geburtstag war vor drei Wochen, Eliza. Denkst du wirklich erst seit drei Wochen darüber nach?«

Ich konnte nicht sagen, ob sein Tonfall wohlwollend oder vorwurfsvoll klang. »Nein«, erwiderte ich. »Ehrlich gesagt denke ich schon eine ganze Weile darüber nach. Ich wollte schon immer mehr von der Welt sehen und jetzt scheint mir dafür der richtige Zeitpunkt zu sein.«

»Und hast du schon mit deiner Mutter darüber gesprochen?«, fragte er und hob eine Augenbraue.

Ich nickte. »Sie ist nicht besonders glücklich über die Idee.«

»Das hätte ich auch nicht angenommen«, sagte er und drehte seinen Hut in den Händen. »Deine Mutter hat eine eindeutige Meinung über Jugendliche, die von zu Hause ausziehen wollen. Es war sehr schwer für mich, sie davon zu überzeugen, James gehen zu lassen.«

»Deshalb komme ich ja auch zu dir«, gestand ich. »Ich habe gehofft, dass du vielleicht mit ihr reden kannst, genauso, wie du es für James getan hast. Vielleicht kannst du sie ja überzeugen, mich ziehen zu lassen.«

Mein Vater setzte seinen Hut wieder auf. »Das ist ziemlich viel verlangt, Eliza. Du weißt doch, dass deine Mutter sich nur sehr schwer umstimmen lässt, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat.«

»Ich weiß«, erwiderte ich, und meine Hoffnung schwand. »Aber du hast sie schon einmal umgestimmt.«

Mein Vater lachte. »Ich habe sie davon überzeugt, mich zu heiraten«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Aber das war eine Menge Arbeit.« Er lächelte mich an und ich fühlte mich wieder ein wenig hoffnungsvoller. »Ich kann dir

nichts versprechen, Eliza, aber ich werde heute Abend mit ihr sprechen.«

»Danke, Papa.« Ich schlang meine Arme um seine Schultern und spürte, wie sich ein Gefühl der Wärme in mir ausbreitete.

Er tätschelte mir mit seinen kräftigen Händen den Rücken.  
»Bedank dich nicht zu früh.«

Angesichts unserer harschen Worte zuvor fühlte ich mich beim Abendessen in der Nähe meiner Mutter unbehaglich, während ich meinem Vater gegenüber eine ungewöhnliche Vertrautheit empfand, da ich wusste, dass er sich später am Abend für mich einsetzen würde. Und jedes Mal, wenn ich James einen Blick zuwarf, spürte ich eine Verbindung zu ihm. Ich konnte förmlich fühlen, wie er mich vorwärtsdrängte. Nur meine kleine Schwester Ruthie schien mir unverändert und plapperte irgendetwas von einer langen Liste mit Rechen- und Hausaufgaben, die Miss Abigail ihr gnadenlos in der letzten Schulwoche aufgebracht hatte. Ich dachte darüber nach, wie schwer es für Ruthie sein würde, wenn ich von zu Hause auszog, und wandte den Blick von ihr ab.

Nach dem Abendessen stand ich neben meiner Mutter am Spülbecken in der Küche, aber unsere Bewegungen waren unbeholfen und schlecht aufeinander abgestimmt. Jedes Mal, wenn ich einen Teller fertig abgetrocknet hatte und nach dem nächsten griff, stellte ich fest, dass meine Mutter ihn immer noch schrubhte, und meine Hände erstarrten in der Luft. Als sie mir den Teller dann endlich reichte, wartete schon kurz darauf der nächste, und meine Mutter wedelte ungeduldig damit herum.

»Du musst schneller abtrocknen«, durchbrach sie die Stille.

»Ich weiß«, erwiderte ich. Ich hielt inne und drehte mich zu ihr um. »Und ich hoffe, dass du wegen unserer Unterhaltung nicht wütend auf mich bist. Ich will doch mein Rumspringa nur in einer englischen Familie verbringen. Genau wie du.«

Meine Mutter seufzte und trocknete die Hände an ihrer Schürze ab, bevor sie sich mir zuwandte. »Du warst schon als kleines Kind sehr neugierig«, sagte sie. »Margaret konnte sich stundenlang damit beschäftigen, Quiltmuster anzuordnen, aber du bist mir die ganze Zeit nachgelaufen und hast mich mit Fragen gelöchert.« Sie schob ihre warme Hand unter mein Kinn und hob meinen Kopf hoch, bis unsere Blicke sich trafen. »Ich bin deine Mutter, und ich möchte, dass du in Sicherheit bist. Und für mich bedeutet das, dich hier in unserer Welt zu behalten.«

Die Traurigkeit schnürte mir die Kehle zu und schien sich bis in meine Brust auszubreiten. Als meine Mutter mein Kinn wieder losließ, konnte ich die Feuchtigkeit noch immer auf meiner Haut spüren. »Ich weiß, dass du enttäuscht bist«, fuhr sie fort. »Und es tut mir leid, dass ich diejenige bin, die dich enttäuscht.«

Meine Augen brannten, und ich blinzelte heftig, um die Tränen zurückzuhalten. Ich klammerte mich an die Hoffnung, dass sie später, wenn sie mit meinem Vater gesprochen hatte, vielleicht doch noch ihre Meinung ändern würde. Sie spülte einen weiteren Teller ab und reichte ihn mir, damit ich ihn abtrocknete. Ich stellte ihn ins Regal und wartete, bis sie mit dem nächsten fertig war. Wir hatten noch immer nicht denselben Rhythmus gefunden.

## Kapitel 4

In dieser Nacht, als Ruthie bereits schlief, saß ich in meinem Bett, presste mein Ohr gegen die Wand und lauschte dem leisen Gemurmeln der Stimmen meiner Eltern. Ich konnte hören, wie sie bedächtig miteinander diskutierten, und die meisten ihrer Argumente hatte ich erwartet. Würde ich auch sicher sein? Was, wenn mir irgendetwas passierte, während ich so weit von zu Hause fort war? Die Stimme meiner Mutter klang eindringlicher als die meines Vaters. Sie sprach von ihrer Schwester, und ich fragte mich, was meine Tante Miriam wohl damit zu tun hatte. Die Stimme meines Vaters wirkte ruhig. Ein paarmal warf er ein, dass ich immer hart arbeitete und dass sie mir vertrauen konnten. Meine Mutter sagte: »Das haben andere Eltern auch schon von ihren Kindern gedacht und sich geirrt.«

Dann wurden ihre Stimmen leiser, und ich musste mich anstrengen, um sie zu verstehen. Meine Mutter klang wütend. Was, wenn es mir dort gefiel und ich nicht mehr nach Hause kommen wollte? Darauf folgte die Stimme meines Vaters: Was, wenn sie mich zwangen, zu Hause zu bleiben, und ich damit unglücklich war? Meine Mutter erwiderte mit fester Stimme: »Mir wäre es lieber, sie wäre unglücklich bei uns zu Hause als glücklich und weit fort von hier.« In meinem Kopf drehte sich alles, als ich diese Worte hör-

te, und meine Hoffnung erstarb. Voller Enttäuschung schlief ich ein.

Am nächsten Morgen fassten wir uns alle an den Händen und senkten den Kopf, um das Tischgebet zu sprechen, bevor wir die Schüssel mit den Rühreiern und die Brötchen herumreichten. Nach dem Frühstück, als ich meiner Mutter mit dem Abwasch half, hörte ich ihre Worte erneut in meinem Kopf. Es war ihr egal, ob ich unglücklich war, solange ich nur zu Hause blieb. Ich wandte mein Gesicht jedes Mal von ihr ab, wenn ich nach dem Geschirr griff. Ich konnte sie einfach nicht ansehen.

Später, als ich mich fertig machte, um zur Pension aufzubrechen, hielt mein Vater mich an der Tür auf. »Heute Abend nach dem Essen unterhalten wir uns.« Seine Stimme klang ein wenig schroff, aber er streckte eine Hand aus und zog auf seine typisch spielerische Weise an meinem Pferdeschwanz, und ich gestattete mir einen kleinen Funken Hoffnung.

In der Pension schnitt ich das Obst, läutete die Frühstücksglocke und bereitete die Frühstücksteller vor. Ich spürte, wie sich die Monotonie in mir festsetzte. Es war erst meine zweite Arbeitswoche, aber ich fühlte mich bereits gelangweilt und rastlos. Als das Frühstücksgeschirr gespült war, stellte ich mich, den Eimer mit den Putzutensilien in der Hand, vor Mrs Asters Zimmer und klopfte leise an die Tür. »Herein«, rief sie. Ich öffnete die Tür, und Mrs Aster, die am Schreibtisch am Fenster saß, drehte sich zu mir um. Sie lächelte mich vorsichtig an und ich wurde plötzlich nervös. »Hattest du schon Gelegenheit, mit deinen Eltern über mein Jobangebot zu sprechen?«

Ich zögerte. »Zu Hause ist ziemlich viel los, deshalb kann-

te ich noch nichts Genaues mit ihnen besprechen. Ich hatte gehofft, Ihnen heute schon eine Antwort geben zu können, aber meine Eltern und ich müssen noch ein paar Einzelheiten klären.« Das entsprach beinahe der Wahrheit, beruhigte ich mich selbst.

»Ich reise am Dienstag wieder ab, aber wenn deine Eltern einverstanden sind, komme ich auch gerne noch mal her und hole dich ab.«

Bei der Vorstellung, in das Auto dieser Frau zu steigen und von hier wegzufahren, musste ich lächeln. Es sah jedoch nicht so aus, als ob das jemals wahr werden würde.

Nach dem Abendessen setzten sich meine Mutter und mein Vater auf die Couch, während ich mich ihnen gegenüber auf dem großen Sessel niederließ. »Also, Eliza«, begann mein Vater. »Ich verstehe, dass du herausfinden möchtest, was die moderne Welt dort draußen bereithält.« Sein Hut mit der breiten Krempe hing an einem Haken an der Wand und sein dunkles Haar war zerzaust. Winzige Sägemehlpartikel hatten sich in seinem Bart verfangen, und ich wusste, dass er sich später über den Waschtisch beugen und sie herauskämmen würde.

»Das tue ich«, bestätigte ich und suchte in ihren Gesichtern nach irgendeinem Anzeichen dafür, dass sie gute Nachrichten für mich hatten.

Meine Eltern sahen einander an und führten eine ihrer wortlosen Unterhaltungen, bei denen sie allein durch die Bewegung ihrer Augen und leichtes Kopfnicken kommunizierten. Dann fuhr mein Vater fort: »Wie du sicher weißt, fühlen wir uns bei dem Gedanken, dass du von zu Hause ausziehst, nicht besonders wohl.« Er machte eine Pause, bevor er hinzufügte: »Ich weiß natürlich, dass James auch eine Zeit lang

nicht bei uns gelebt hat, aber ich glaube, dass du verstehst, dass seine Situation eine andere war als deine. Er hat eine Ausbildung gemacht, um sich auf seinen Beruf vorzubereiten. Auch deine Mutter hat eine Weile in der Fremde gelebt, als sie jung war, aber nur, weil ihre Familie das Geld brauchte.«

Meine Brust fühlte sich wie ein Ballon an, aus dem sämtliche Luft entwich. Er hatte meine Gegenargumente vorweggenommen und mir kein einziges gelassen.

»Und wir können dich nicht ziehen lassen, damit du einer anderen Familie hilfst, wenn deine Familie zu Hause dich genauso braucht«, fügte er hinzu. »Ich denke, wir müssen irgendeine Möglichkeit finden, wie du rumspringen kannst, ohne zu weit von zu Hause wegzuspringen.« Er lächelte, so als habe ihn sein eigenes kleines Wortspiel amüsiert. Als er mich ansah, glaubte ich jedoch, eine Entschuldigung in seinem Lächeln zu erkennen.

In der Stimme meiner Mutter schwang nicht einmal ein Anflug des Bedauerns mit, das ich bei meinem Vater herausgehört hatte. »Ich weiß, dass du enttäuscht bist, aber du musst uns einfach vertrauen. Wir wissen mehr über die Welt als du.«

Ich zwang mich, sie direkt anzuschauen. »Und deshalb habt ihr beschlossen, mich von ihr fernzuhalten?«

Meine Eltern wechselten erneut einen Blick und mein Vater wandte sich ab. »Allen Sechzehnjährigen wird eine gewisse Freiheit gewährt«, fuhr meine Mutter fort. »Aber die Eltern sind diejenigen, die das Ausmaß dieser Freiheit bestimmen. Wir werden Wege finden, dir eine größere Unabhängigkeit zu ermöglichen, aber das muss unter unserem Dach geschehen.«

Ich drehte mich zu meinem Vater um. Unsere Blicke trafen sich flüchtig, bevor er den Kopf senkte, weil er mir nicht in die Augen schauen konnte.

Es war endgültig. Es gab keinen Funken Hoffnung mehr, an den ich mich hätte klammern können. Ich war furchtbar wütend vor Enttäuschung, und alles nur wegen meiner Mutter. Es war ihre Schuld.

Mein Vater erhob sich und schnappte sich seinen Hut. »Ich muss noch ein bisschen arbeiten«, sagte er.

Meine Mutter nickte und griff nach ihren Quiltsachen. Ich sah ihr zu und fragte mich, wie sie so zufrieden mit all ihren kleinen Routinen sein konnte. Sie führte die Nadel mit schnellen, gleichmäßigen Bewegungen durch den Stoff und schaute gelegentlich auf ein Blatt Papier, auf das sie die speziellen Wünsche des Kunden gekritzelt hatte. Sie sah auf und bemerkte, dass ich sie beobachtete.

»Ich möchte nicht dein Feind sein, Eliza«, sagte sie. »Kannst du nicht versuchen, die Sache auch von meinem Standpunkt aus zu betrachten?«

Es fiel mir schwer, meine Wut nicht offen zu zeigen. Stattdessen versuchte ich es mit einer anderen Taktik. »Wie war es dort?«

Meine Mutter legte ihren Quilt beiseite. »Du hast das doch schon so oft gehört«, erwiderte sie. »Mein Vater hat mir eine Stelle in einer Schneiderei verschafft und ich habe bei der Familie des Schneiders gewohnt.« Ich ließ mich vom Rhythmus ihrer Worte mitreißen, als sie wieder einmal von ihrem Leben als Teenager erzählte und davon, wie sie sich mit Debbie, der Tochter des Schneiders, ein Zimmer geteilt hatte. Jeden Tag war Debbie mit einem Arm voller Bücher in die Schule aufgebrochen, während meine Mutter mit ihrem Nähkorbchen in die Schneiderwerkstatt gegangen war. Meine Mutter hatte ihren Tag damit verbracht, sich um Kleidungsstücke zu kümmern, die sie noch nie zuvor gesehen hatte: glänzende

Abendkleider, Hosen für Frauen und Röcke, die ihre Kunden sich so kurz wünschten, dass meine Mutter errötete, wenn sie den Stoff absteckte.

Abends hörte sie mit der Tochter des Schneiders, die beinahe so etwas wie eine Freundin für sie war, auf einem CD-Player Musik. Sie sah fern und ging ins Kino. Einen Film mit dem Titel *Meine Lieder – Meine Träume* mochte sie besonders. Er handelte von ein paar Kindern, die singen lernten und deren Vater seine Strenge und seine Traurigkeit aufgab, als die Musik das Zuhause der Familie erfüllte.

Es war dieselbe Geschichte, die ich schon mein Leben lang kannte, aber diesmal war sie trotzdem anders. Jetzt war es die Geschichte der Erfahrungen, die meine Mutter gesammelt hatte, die sie mir selbst jedoch verwehrte.

»Und ich hatte Heimweh«, fuhr sie fort. »Ich konnte es kaum erwarten, bis ich genügend Geld verdient hatte, um wieder in die Welt zurückzukehren, die ich kannte. Als es so weit war, wartete euer Vater dort auf mich.« Ihre Worte klangen einstudiert.

Ich hatte keine Ahnung, wie es möglich war, dass ich etwas vermisste, was ich noch nie besessen hatte. Aber als ich den Erzählungen meiner Mutter lauschte, verstand ich plötzlich das Gefühl der Leere, das ich in meiner Brust spürte. Ich hatte Heimweh nach einer Welt, die ich noch nie gesehen hatte.



Nancy Grossman

## **Draußen wartet die Welt**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 12,5 x 18,3 cm  
ISBN: 978-3-570-40215-3

cbj

Erscheinungstermin: Februar 2014

Ihre Welt ist eine andere – ein Mädchen auf der Suche nach sich selbst

Kein Handy, kein Kino, kein Make-up ... Was für jedes andere Mädchen unvorstellbar klingt, ist für die 16-jährige Eliza die einzige Welt, die sie kennt. Eliza gehört zur Gemeinde der Amish und lebt mit ihrer Familie ein frommes, abgeschiedenes Leben wie vor Hunderten Jahren. Doch diesen einen Sommer darf sie in der Welt draußen verbringen, mit all den Verheißungen und Versuchungen, die diese birgt. Der erste Film, der erste Song, der erste Kuss. Dort lernt Eliza auch Joshua kennen. Sie weiß, sie wird am Ende eine Entscheidung treffen müssen ... und diese wird endgültig sein.

 [Der Titel im Katalog](#)